Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 19 — Sonntag den 13. Mai — 1906

„Sanatorium Rotenstein“

(2. Fortsetzung.)

Novelle von E. von Weitra.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Steinrodt wollte seine Frau trösten gehen! Er sah sie schon vor sich im Geiste — mit dem schönen, trotzigen Gesicht und den schillernden Augen!

Jetzt lief er hastigen Schrittes in den Nebensaal und dem Seitenausgang zu; da mit einem Male blieb er jäh stehen und stutzte: Dort in der Fensternische, auf dem dunkelen, einsamen Samtsofa — halb von Zypressenbäumen versteckt — saß eine hochgewachsene Männergestalt in römischer Toga; er kannte diese Gestalt, auch wenn der hübsche, lichtblonde Schnurrbart, der sich unter der Maske hervordrängte, ihm nicht so deutlich verraten hätte, daß es Graf Rittberg sei.

Und neben ihm, die schönen, schlanken Glieder weit in die purpurnen Kissen zurückgeschmiegt, und das heiße, lächelnde Gesicht, von dem die Maske achtlos heruntergerissen war, mit sinnlichem Ausdruck sprühender Leidenschaft und Koketterie ihrem Partner zugewandt, — saß Ellen! Oder vielmehr Ellen-Hamlet! Prächtig, hinreißend sah sie aus in diesem Kostüm!

Der Doktor stand wie angewurzelt. Er fühlte, wie ihm alles Blut ins Gesicht schoß und siedendheiß an der kranken Stelle brannte, über die die Maske gepreßt war, so daß er versucht wurde, sie herunterzureißen.

In der nächsten Minute stand er zwischen Graf Rittberg und seiner Frau. Seine Stimme war von eisiger Ruhe: „Verzeihen Sie, Herr Graf, — ich kam, meine Frau abzuholen. Sie gestatten, — Ellen wird heute abend doch nicht mehr tanzen!“

Die beiden waren aufgefahren, als wäre ein Blitz zwischen ihnen niedergegangen! Graf Rittberg biß die Lippen zusammen und zwirbelte etwas nervös an seinem blonden Schnurrbart, Ellen war tödlich erblaßt und tastete unsicher nach ihrer Maske.

„Du hast die Güte, mich sofort zu begleiten. Wir kommen gleich hier aus dem Saal.“ Damit wies der Doktor auf die Tür, die dicht neben ihnen hinausführte.

Ellen hatte sich erhoben — wie hypnotisiert kam sie sich vor — sie stand in diesem Augenblick wieder schrankenlos unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit. Er ließ sie vorangehen; er bot ihr nicht den Arm; so lange sie in diesem Kostüm war, konnte er's nicht! Nicht einmal, daß er ihr draußen den Mantel umlegen half!

Auf dem Wege nach Hause sprach er kein Wort.

Als sie angekommen waren, streifte er sie mit einem einzigen, kalt vernichtenden Blick: „Zieh Dich um,“ sagte er barsch und ging kurzerhand an ihr vorüber ins Wohnzimmer.

Sie ging hinauf mit einem unbestimmten Gefühl der Angst, das ihr Herz heftig klopfen machte. Er hatte irgend etwas in den Augen, wovor sie sich fürchtete!

In einer Viertelstunde kam er ihr nach. Sie saß mit verweinten Augen auf ihrem Bett. Er durchmaß das Zimmer mit kurzen, hastigen Schritten, zog am Fenster das Rouleau herunter — dann wandte er sich plötzlich jäh zu ihr herum.

„Darf ich fragen, was Du Dir eigentlich gedacht hast, als Du in diesem Aufzug Graf Rittberg und den andern unter die Augen tratest?! Offen gestanden, ich hätte meiner Frau eine solch unerhörte Taktlosigkeit nicht zugetraut!“

Seine Stimme klang schneidend. Ellen wurde purpurrot; aber sie antwortete nicht. Der Doktor fuhr in demselben Tone fort:

„Außerdem erwarte und verlange ich von meiner Frau, daß sie auf meine Ansichten Rücksicht nimmt, und daß sie einem ausdrücklich ausgesprochenen Wunsche meinerseits unbedingt nachkommt!“ Seine scharfen Augen bohrten sich förmlich in ihr Gesicht: „Merk' Dir das! Im übrigen kann ich Dir sagen, daß Du mir unsere Hochzeitsreise mit diesem Vorfall gründlich verdorben hast. Mit diesem Gefühl kannst Du Dich schlafen legen! Gute Nacht.“

Er ging ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, an ihr vorbei und auf die mondbeschienene Veranda hinaus.

Draußen tönten noch immer die fernen Klänge eines Wiener Walzers durch die Nacht.

Am andern Morgen erschien Ellen sehr spät zum Frühstück. Sie sah bleich und übernächtigt aus.

Der Doktor sah sie nicht an. Er las seine Zeitungen und schien ihre Gegenwart überhaupt nicht zu bemerken.

Erst als sie aufstand und hinausgehen wollte, hob er plötzlich die Augen:

„In einer halben Stunde gehen wir auf den Brasselsberg. Ich habe mich mit Merkels verabredet. Ich wünsche, daß Du Dich um diese Zeit fertig hältst.“

Sie war todmüde und hatte nicht die geringste Lust. Aber trotzdem fand sie nicht den Mut, ihm zu widersprechen. Wortlos ging sie hinaus.

Als sie eine Stunde später auf ihrem Spaziergange nach der Waldecke abbogen, begegnete ihnen Graf Rittberg. Er grüßte von fern, ohne heranzukommen.

Der Doktor erwiderte seinen Gruß sehr kurz und sehr kühl.

Er ging die ganze Zeit neben Frau Merkel und ihrer jüngeren Schwester und erzählte den Damen in sehr hübschen Schilderungen eingehend von Tirol. Ellen langweilte sich unterdessen fürchterlich.

Dann sammelte der Doktor für Frau Merkel Waldmeister und trug der blonden Fräulein Frießmann ihr blaukariertes Plaid, lachte auch dazwischen ein paarmal ganz heiter, so, als wäre seine böse Stimmung von gestern wieder verflogen.

Ellen empfand plötzlich, daß er sie vernachlässigte. Er hatte sonst so tausend kleine Aufmerksamkeiten für sie gehabt! Wie oft hatte er mit seinen Augen, deren tiefes Blau einen so unnennbaren Reiz hatte, in verstohlener Zärtlichkeit zu ihr hinübergesehen. Jetzt sah er sie gar nicht an; er verwandte all seine Freundlichkeit auf die Fremden. Es war, als habe sie den Liebhaber und Kavalier in ihm verscherzt.

Sie fühlte plötzlich wieder, daß sie ihm gut war, eine seltsame Mischung von Liebe und Respekt. Sie wünschte, daß er wieder zu ihr sein möchte wie vordem, und wußte doch nicht, wie sie es machen sollte, seine Aufmerksamkeit wieder zu erringen.

Sie gab dem alten Herrn Merkel, der sich bemühte, sie ein wenig zu unterhalten, die verkehrtesten Antworten, und der ganze, sonnige Wald, der förmlich duftete nach Sommerpracht und Schönheit, kam ihr mit einem Male tot und langweilig vor!

Sie dachte nicht mehr an Graf Rittberg und seine fade Courmacherei. Sie lauschte nur immerfort auf die Stimme ihres Mannes, die hinter ihr klang, und blieben sie an einer Waldecke wegsuchend stehen, so streifte sie sein Gesicht, um darin die Rätsel seiner Stimmung zu erforschen.

Mit einem Male wurde sie so müde, daß ihr beinah das Weinen kam. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und erklärte, daß sie nachkommen wollte. Wozu auch mitgehen, er unterhielt sich ja ganz vortrefflich auch ohne sie.

Als der Schritt der andern zwischen den Stämmen verklang, stützte sie den Kopf in die Hand und brach in Tränen aus. Ihre Nerven waren überreizt, und sie fühlte sich so unglücklich heute!

Als sie gerade so recht nach Herzenslust weinte, stand plötzlich Graf Rittberg neben ihr.

„Aber Gnädigste! Das machen wir nicht öfter! Gestern abend solch ein gestörtes Vergnügen, und heute in Tränen! Nein, das geht aber wirklich nicht!“

Sie war jäh zusammengefahren. Dann tat es ihr mit einem Male unsäglich wohl, daß sich jemand in ihrer großen Verlassenheit ihrer annahm. In der nächsten Minute aber erschrak sie wieder: Hilf Himmel, wenn der Doktor jetzt plötzlich umkehrte und sie hier mit Graf Rittberg fand, er würde glauben, sie habe sich mit ihm verabredet.

Sie stand hastig auf: „Lassen Sie mich, Herr Graf, — ich — die anderen — sind vorausgegangen, und ich will ihnen nach.“

„Was? Vorausgegangen? Man hat Sie hier mutterseelenallein gelassen? Erlauben Sie mal, gnädige Frau, aber das finde ich einfach unverantwortlich! Entschuldigen Sie meine Grobheit; aber Ihr Herr

Gemahl hat jedenfalls nicht den geringsten Begriff von Galanterie und Kavalierspflicht, wenn er Sie hier so einfach sitzen läßt! Oder hat's etwa einen Zwist gegeben? wegen gestern? Ihr Herr Gemahl ist wohl ein bißchen Tyrann? was —?"

Ellen wurde dunkelrot. Welch eine Freiheit mußte sie ihm schon eingeräumt haben, wenn er sich herausnahm, in diesem Ton zu reden.

„Lassen Sie das —" stammelte sie hastig; sie wollte noch etwas sagen, wollte den Versuch machen, ihn zu korrigieren, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen —

„Ellen —!" rief es. „Ellen!"

Dann teilten sich die Büsche und der Doktor stand vor ihnen.

Als wäre Dornröschens Zauberschlaf über sie gekommen, so standen sich die drei eine Sekunde lang gegenüber . . .

Endlich hatten sie Merkels endgültig Lebewohl gesagt; — durch das schweigende Abenddunkel des kleinen Badeortes gingen sie ihrer Wohnung zu.

Der Doktor sagte noch immer kein Wort. Ellen wagte nicht, ihn anzusehen, — sie sah nur das Glimmen seiner Zigarre neben sich in der Dunkelheit . . .

Jetzt endlich nahm er die Zigarre langsam aus dem Munde. Seine Stimme klang etwas bedeckt.

„Ellen," sagte er, „geschah es mit Deinem Wissen und Willen, daß Graf Rittberg heute zu Dir in den Wald kam? Ich erwarte," fuhr er fort, „ich erwarte und verlange, daß Du mir vollkommen die Wahrheit sagst! Das ist doch wohl das Allergeringste —" seine Stimme bekam einen schneidend bitteren Klang — „was ich von meiner Frau wünschen und erwarten kann."

Fahrende Leute. Amateuraufnahme von R. Bührlen. (Siehe Seite 8.)

Dann nahm der Doktor, der ganz blaß geworden war, zuerst das Wort:

„Ich wußte nicht, Ellen, daß Du bereits in Begleitung warst, — sonst hätte ich mir den Weg ja sparen können."

Ellen war abwechselnd rot und bleich. „Ich wollte soeben nachkommen," stammelte sie, „da traf ich ganz zufällig —"

Der Doktor wandte sich brüsk herum. „Ich bin Ihnen sehr verbunden für alle Ihre Freundlichkeit, Herr Graf; aber ich bitte Sie, sich um die Unterhaltung meiner Frau nicht zu sehr zu bemühen. Wir sind durchaus nicht in der Absicht hergekommen, uns an größerer Geselligkeit zu beteiligen. Ich hoffe, Sie berücksichtigen das."

Damit faßte er höflich grüßend an den Hut, bot seiner Frau den Arm und entführte sie mit der Miene eines Königs in das Innere der Waldlandschaft hinein . . .

Der schöne Graf murmelte etwas von „unerhörter Taktlosigkeit" und „alberner Philisterseele", dann ging er ärgerlich in entgegengesetzter Richtung seines Weges.

Ellen wunderte sich über ihren Mann. Die ganze Zeit während dieser verfehlten Landpartie verlor er nicht einen Augenblick seine Haltung und seine Laune. Es war, als hätte er sich selbst das Versprechen gegeben, daß niemand etwas von der schwülen Stimmung merken sollte, die in der Luft lag. Er scherzte mit Frau Merkel über ihre künftige Maibowle, tauschte mit dem Amtsgerichtsrat Erinnerungen aus der Universitätszeit aus, und erkundigte sich bei Fräulein Frießmann nach ihren Mal- und Gesangstudien. Dabei rauchte er in der Abendluft seine Zigarre und sah durchaus liebenswürdig und unterhaltend aus.

Nur seine Frau ignorierte er noch immer. Es war ein krasser Unterschied zwischen dieser reservierten Kühle und der sonstigen bezaubernden Verbindlichkeit, die einen so intimen Reiz seines Wesens ausmachte.

Sie antwortete nicht gleich. Ihr Herz klopfte so atemlos. Er mußte seine Frage wiederholen:

„War es mit Deinem Wissen, daß Rittberg in den Wald kam?"

„Nein, Gustav."

Da wandte er sich herum und sah sie in der Dunkelheit an — mit einem langen, ganz langen Blick — dann nahm er langsam die Zigarre wieder in den Mund und sagte kein Wort.

Es wallte plötzlich heiß in ihr empor; sie tastete nach seiner Hand:

„Gustav, sei doch wieder gut zu mir; ich habe Dich lieb, Gustav."

Da wandte er sich wieder herum. Wie ein Zucken lief es durch seinen Körper.

„Ellen," sagte er nur.

Aber in diesem einen Wort lag die ganze Größe seiner Empfindung, die ganze Tiefe des Gefühls, dessen seine gerade, vornehme Seele fähig war . . .

* * *

Vierzehn Tage später waren sie wieder in Rotenstein. —

Ellen langweilte sich. Der Doktor hatte den ganzen Tag mit seinem Beruf und seinen Patienten zu tun, und Ellen schlenderte unterdessen tatenlos im Park umher.

Sie hatte sich die Ehe mit Doktor Steinrodt eigentlich ganz anders vorgestellt. Sie hatte sich so eine Art „Insel der Seligen" geträumt, wo er fortwährend neben ihr sitzen und sie mit seinen blauen Augen freundlich ansehen würde! Statt dessen verlangte er, daß sie im Hause tätig sei und hatte zuweilen allerlei Wünsche an sie, die er oft in ziemlich bestimmter Art zum Ausdruck bringen konnte.

Ellen kam sich plötzlich vor wie ein gefangener Vogel. Warum hatte sie den Doktor eigentlich geheiratet? Ihre Seele sehnte sich nach etwas

Neuem, Sensationellem, nach irgend einem Abenteuer, einer Abwechselung, die ihren schlaffen Nerven wieder Spannkraft verlieh! —

Zwei Tage später hatte sie ausfindig gemacht, daß der neue junge Assistenzarzt ein leidenschaftlicher Tennisspieler war! Nun spielten sie täglich stundenlang auf dem großen Rasenplatz tief hinten im Park.

Merkwürdig! Seit dieser schlanke, blonde Mensch in Rotenstein eingezogen war und dort alles auf den Kopf stellte, war der Doktor ein wenig launenhaft geworden.

Er hatte eine absonderliche Art, seine Frau mitunter die Sprunghaftigkeit dieser Launen empfinden zu lassen. Zuweilen gab er in einem einzigen Moment Order und Gegenorder, lediglich, um sich zu vergewissern, ob Ellen tat, was er wollte.

Eine Weile fügte sie sich; dann wurde sie rebellisch:

„Wahrhaftig, ich habe Deinen Kommandoton satt!"

Er ging ärgerlich hinaus. Er fühlte, daß sie vielleicht recht hatte, und wollte sich das nicht zugestehen. — —

Die Patienten des Sanatoriums steckten die Köpfe zusammen und flüsterten lange und endlos miteinander. Es war aber auch wirklich zu interessant, die bildschöne Frau Doktorin mit ihrem neuen, blonden Verehrer so tagtäglich zu beobachten. Jeden Tag lieferten die beiden ja neuen sensationellen Stoff zur Beobachtung und Unterhaltung.

„Sehen Sie nur," sagte der alte Geheime Rat, der gerade neben Frau Lenz in der großen Nische des Speisesaals lehnte, „sehen Sie doch nur, wie die beiden da wieder ankommen!"

Über den mächtigen, großen Rasenplatz, über dem schon die weiche Dämmerung des Spätsommerabends sich lagerte, kam die junge Frau Doktorin.

Ellen trug eine lichtblaue Bluse, die ihr entzückend stand, mit einem fast schleppenden Rock. Neben ihr, in weißem Tennisanzug, ging der junge Doktor Hildburg. Übrigens ein bildschöner Mensch, mit der langen, schmalen Figur, dem blonden Gesicht und den ewig lachenden, kerzenhaft strahlenden Augen. Man sah das so recht, wie er so neben ihr über den Rasen kam.

Er trug ihr Racket und ihren Sonnenschirm. Oder vielmehr, er wollte es tragen. Aber in irgend einer Neckerei verwehrte sie's ihm, sie griffen beide danach, sie rangen förmlich miteinander; dabei kam sein hübsches, heißes Gesicht mehrmals dem ihrigen ganz nahe, und das helle Lachen der zwei klang fast schrill durch die Abendstille bis nach dem Hause hinüber . . . Die Szene hatte nahezu etwas Peinliches.

Mit einem Male schrak Ellen jäh zusammen und ließ den Sonnenschirm fahren; auch der junge Mann war verlegen emporgeschnellt und lüftete mit markierter Tiefe den weißen Tennishut: in der Nähe des Hauses, auf der Veranda, mußte irgend etwas sein, was diese Unterbrechung veranlaßte.

Und jetzt, richtig, die beiden Beobachter am Fenster hielten nahezu den Atem an und bogen sich vorsichtig ganz weit hinaus in der Richtung von dem Hause her kam Doktor Steinrodt.

Er nahm geradenwegs den Weg über den Rasen, den beiden entgegen.

Er ging nicht rascher als sonst; auch seine Züge erschienen vollkommen ruhig. Aber wer ihn genau kannte, der wußte, daß er nicht ruhig war. Seine türkisblauen Augen glimmerten förmlich hinter dem dunklen Kneiferrand.

So sah er aus, ganz genau, unmittelbar vor einer großen Operation, in dem Moment, ehe er mit tadellos ruhiger Hand den entscheidenden Schnitt auf Tod und Leben machte.

Jetzt hatte er die beiden nahezu erreicht. Den respektvollen Gruß des jungen Arztes erwiderte er gar nicht; er sah überhaupt über ihn hinweg.

„So spät noch gespielt? Es ist ja beinahe schon dunkel!?" Er sagte das nur zu seiner Frau hin, in ganz leichtem Ton, aber man spürte doch das Gewitter dahinter. Dann wandte er sich langsam zu dem jungen Manne herum:

„Ich muß Sie übrigens bitten, mein lieber Hildburg," seine Stimme hatte einen scharfen, knappen, außerordentlich kurzen Klang, „daß Sie künftig Ihre Aufmerksamkeit etwas weniger dem Tennisspiel und dafür etwas mehr Ihren Pflichten zuwenden. Als ich vorhin in der Klinik war, fand ich den Verband von Frau Aschdorf noch nicht erneuert. Ich bedaure, Ihnen eine derartige Rüge vor den Ohren einer Dame erteilen zu müssen!"

Der junge Mann war über und über rot geworden: „Ach Gott — der Verband — ich dachte — Herr Doktor meinten neulich selbst —"

Aber der Doktor schnitt ihm jede weitere Bemerkung ab. Widerspruch war etwas, was er um keinen Preis vertrug.

„— Überdies wäre es mir wünschenswert, wenn Sie bei Ihren Privatbelustigungen auf die Teilnahme meiner Frau etwas mehr verzichteten. Ich halte es durchaus nicht für gut und geeignet, Ellen," er wandte sich wieder zu seiner Frau, „eine derartig heftige Bewegung so stundenlang und in so übertriebenem Maße auszuüben. Ich erwarte, daß Du Dir diesen meinen ärztlichen Wunsch künftighin zur Richtschnur nimmst."

Damit nahm er ihr einfach das Racket aus der Hand, zog ihren Arm leicht durch den seinigen, und ging geradenwegs mit ihr nach dem Hause hinüber und in den Speisesaal, den betretenen, jungen Mann allein auf der Wiese zurücklassend.

Ellen ärgerte sich. Ein großer Eigensinn quoll plötzlich in ihr empor. Warum störte ihr der Doktor die harmlose Koketterie mit dem jungen Hildburg? Wenn er selbst keine Zeit für sie hatte, er war ja den ganzen Tag endlos beschäftigt, so konnte er sich nicht wundern, wenn sie sich auf irgend eine Weise entschädigen und amüsieren wollte. Warum störte er ihr — —

In Gedanken verglich sie die beiden miteinander: Hildburg war ja ungleich schöner — in seinem weißen, schlanken Tennis-Anzug — mit dem offenen, blonden Gesicht und den strahlenden Augen, er überragte den Vorgesetzten um einen ganzen Kopf, es war alles Glanz an ihm, ganz anders als Doktor Steinrodt in seinem schlichten und dunkelen Arbeitsrock.

Und doch, hätte Ellen ihn heiraten sollen, nein heiraten hätte sie ihn nicht mögen. Sie liebte ja ihren herben Gustav, wenn auch freilich auf ihre ganz eigene, absonderliche Weise. Den Tiefen seines Geistes nachzuspüren, dazu hatte sie weder die Lust, noch die Auffassung. Ihre Liebe beruhte hauptsächlich auf einem stark sinnlichen Gefühl, auf einer instinktiven, leidenschaftlichen Anbetung des stärkeren Männergeistes, wie er ihr in des Doktors ruhigem Selbstbewußtsein und sicherer Fürsorge so vollendet entgegentrat. Wenn er nur nicht manchmal so unausstehlich gewesen wäre, jetzt zum Beispiel. In solchen Augenblicken konnte sie ihn geradezu hassen. Sie markierte das, indem sie beim Eintritt in den Speisesaal ihren Arm fast heftig aus dem seinigen zog . . .

Er tat, als bemerkte er es gar nicht. Er hatte überhaupt eine so ruhige, reservierte Kälte jedesmal, wenn sie sich mit Hildburg oder einem der anderen Herren einließ, eine Kälte, die Ellen stets bis zu Tränen reizte und sie mit Wut und Ärger erfüllte!

Armer Doktor! Er hatte es redlich schwer mit dieser Frau.

Der junge Hildburg hatte übrigens die erteilte Belehrung deutlich genug verstanden. Er hielt sich in den nächsten Tagen von Frau Ellen vollständig fern.

Mit dem Tennisspiel war es nun also vorbei! Er lief statt dessen stundenlang in den Wald und sammelte Pilze und Käfer. Oder er versuchte dazwischen ein wenig mit der kleinen, blonden Krankenschwester zu schäkern, die drüben in der Klinik stationiert war. Mit irgend etwas mußte er sich doch entschädigen und die Freizeit verkürzen.

Seit drei Tagen, wo drüben in Rotendorf Kirmeß war, blieb er jedesmal bis weit über die Dunkelheit aus — einmal sogar ohne ausdrücklich Urlaub genommen zu haben — was ihm wieder eine ziemlich scharfe Rüge von seiten seines Chefarztes eintrug. Der Doktor — selbst eine Natur von peinlichster Gewissenhaftigkeit und Selbstkontrolle — konnte über nichts so unangenehm werden, als wenn er sah, daß jemand, der ihm unterstellt war, nicht genügend seine Pflicht tat. Er galt deshalb als ein ziemlich unbehaglicher Vorgesetzter.

Auch heute abend hatte er wieder zweimal vergeblich nach dem jungen Hilfsarzt gefragt. Er war doch wahrhaftig von einem strafbaren Leichtsinn — dieser junge Mensch! Eigentlich paßte er, mit dieser Eigenschaft ausgerüstet, zu seinem Beruf ungefähr wie „die Faust aufs Auge". Doktor Steinrodt hatte ihm das schon neulich eindringlich vorgehalten. „Das Leben wird Ihnen noch einmal eine furchtbare Lehre geben," hatte er gesagt.

Und diese Lehre sollte leider nur zu bald kommen.

Es war noch in der Nacht desselben Tages — nachts um 1½ Uhr — als plötzlich in Doktor Steinrodts Bureaustube, die dicht neben seinem Schlafzimmer lag, zweimal heftig die Klingel schrillte.

Das war das Zeichen, daß er dringend gewünscht wurde.

In der Minute war er angekleidet und trat in das Bureau.

Vor ihm, eine brennende Kerze in der Hand, mit schlotternden Knien und aschfahlem Gesicht, stand der junge Hildburg.

„Herr Doktor", stammelte er, „das Kind — das Kind auf der zweiten Station —"

„Was? Was ist damit?"

„Erbarmen Sie sich, Herr Doktor, ich bin wohl schuld daran — schon während ich in Rotendorf — und nun — Herr Doktor, es stirbt! Ich glaube, es stirbt!"

„Und da gehen Sie nach Rotendorf? — und melden mir nichts?"

Des Doktors Stimme klang schneidend durch die Nachtstille.

Hildburg antwortete nicht; er stand mit klappernden Zähnen; die Kerze in seiner Hand brannte ihm fast die Finger durch.

Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, ging der Doktor an ihm vorüber zur Tür.

„Herr Doktor, was wollen Sie tun?"

Steinrodt antwortete nicht.

„Erbarmen Sie sich, Herr Doktor, was wollen Sie tun!"

„Das, was schon vor sechs Stunden hätte geschehen müssen: — Schneiden!"

„Jetzt? In der Nacht?"

Steinrodt beachtete den Einwurf nicht. Er war bereits an seinem Schreibtisch und dann am Ende des Korridors.

„Messer und Verbandzeug hinüber. Sofort."

Es war der kurze, knappe, herrische Befehlston, in dem er immer sprach, wenn er eine berufliche Handlung vornahm.

Wimmernd, mit tödlich verzerrten Zügen, lag das Kind in seinem Bettchen. Steinrodts Blick streifte den jungen Assistenzarzt: — dieser Blick in seiner eisigen Vernichtung hatte etwas Richtenderes, als ein Vorwurf oder Verweis.

Dann, zwischen 1 und 2 Uhr nachts, erfolgte der operative Eingriff; Hildburg begriff nicht, wie jemand so sicher schneiden konnte. Seine

eigene Hand zitterte wie unsonst bei jeder Handreichung, die er nach des Doktors knappem Befehl ausführte.

Seine Augen forschten atemlos in des Doktors Zügen. Jede eigene Diagnose schien ihm abhanden gekommen.

„Werden wirs durchbringen, Herr Doktor?"

„Weiß nicht", entgegnete der Doktor trocken. Dann gab er noch einige Anordnungen und ging mit kurzen Schritten hinaus.

Doktor Hildburg wachte in atemloser Angst die ganze Nacht an dem Bette des kleinen Geschöpfes, fortwährend die fiebernde kleine Hand in der seinigen haltend. Der kalte Schweiß stand ihm dabei auf der Stirn.

Als es Morgen wurde — draußen lag noch fahles Dämmerlicht und der erste Frühwind strich kühl durch die Parkbäume — erschien Doktor Steinrodt. Er maß eigenhändig die Temperatur. Er wunderte sich nicht, daß sie durchaus günstig stand. Er hatte bereits in der Nacht gewußt, daß er das Kind voraussichtlich durchbringen würde. Er hatte sich nur, mit vollem Bewußtsein, wohl gehütet, diese Tatsache auszusprechen. Er hielt die sechs Stunden qualvoller Angst für seinen Assistenzarzt für durchaus angebracht. Es war ihm eine Genugtuung, zwei Patienten auf einmal kurieren zu können.

Jetzt wandte er sich langsam zu Hildburg herum. „Ihr anvertrauter Pflegling", er betonte das Wort „anvertrauter Pflegling" stark, „Ihr anvertrauter Pflegling wird leben!" Dabei glitt er wieder einen Blick über den jungen Mann — der Krankenschwester, die gerade anwesend war, lief es eiskalt den Rücken hinunter!

Aber dem jungen Arzt tat der Blick diesmal nicht weh. Er hätte dem Doktor zu Füßen stürzen mögen, eine Zentnerlast war ihm von der Seele gewälzt!

Als er eine Stunde später in die frische, sonnendurchglitzerte Parkstraße hinaustrat, tat er einen tiefen Atemzug. Die Welt war ihm noch nie so schön vorgekommen, die Sonne noch nie so herrlich aufgegangen! Als er dann am Hause, auf der Terrasse, die junge Frau Doktorin erblickte, in einer rosafarbenen Morgenbluse, da grüßte er tief bis zur Erde; auch sie kam ihm heute vor wie eine Heilige!

Oder hatte sie vielleicht wirklich etwas von einem Madonnenausdruck in den Zügen gehabt?

Drei Tage später trug Doktor Steinrodt einen hellen, fröhlichen Schein in seinen Augen; ein großes Glücksgefühl leuchtete ihm aus dem Gesicht! Als er abends, zur Zeit seiner Feierstunde, den Lindengang im Park hinunterschlenderte, blieb er plötzlich stehen, sah nach dem Hause zurück — und seine Brust hob und weitete sich, wie in einem großen, inneren Kraftgefühl.

Und dann sah er plötzlich im Geist ein paar Kinderfüßchen über den Rasen trippeln. Wie er sich freute auf den kleinen Menschen! Unbändig freute er sich! Einen Menschen, denn daß es ein Junge sein müsse, schien ihm unwiderruflich sicher, ein Junge, der den offenen, hellen Sinn und die strahlenden Augen seiner Mutter hatte, und dabei von ihm die Stetigkeit erben würde, die Stetigkeit und die Energie! Er würde ihn sich zum geistigen Gefährten heranziehen, würde mit ihm teilen in seinem Beruf, in seiner immer mehr und größer anwachsenden Schöpfung hier! Erst würde er ihm Lehrer sein und dann Freund! O, er wollte einen Menschen aus ihm machen, einen Menschen, der besser und vollkommener wäre, als er selbst! O ja, viel vollkommener!

Als Doktor Steinrodt eine halbe Stunde später in sein Zimmer trat, fand er Ellen in der Abenddämmerung auf dem Fenstersims kauern.

Ihr Gesicht war blaß, ihre schillernden Augen ungewöhnlich groß; er erschrak, wie er sie ansah.

Mit seinem leichten, ruhigen Schritt war er gleich neben ihr.

„So verträumt, Schatz? Woran denkst Du?"

Sie schrak leicht zusammen und wandte ihm das Gesicht zu. Auf ihrer weißen Stirn standen nervöse Falten, dunkle, schwärzliche Ringe lagerten unter ihren Augenlidern.

„Ich weiß nicht", sagte sie, „mir ist so — so — so unglaublich melancholisch! Du, Gustav", sie stockte einen Moment und sah starr in die Dämmerung, „Gustav, ich fürchte mich!"

„Fürchten? wo vor?"

„Gustav, ich sterbe daran! Ich fühle es, ich weiß es ganz bestimmt, ich sterbe daran!"

Er war dicht zu ihr getreten, er nahm ihre Hand, eine weiche, tiefe Zärtlichkeit stand in seinem Gesicht, ein liebevolles Mitleid, das mit bezaubernder Güte in seinen Augen brannte. „Wie kommst Du nur darauf?"

„Ich habe es in Deinen Büchern gelesen, Gustav, überall die gleiche Statistik, daß wir Frauen in diesem Lebensabschnitt am meisten sterben."

Er streichelte leise über ihre Hand. „So etwas muß und darf man gar nicht denken. Wer hat es denn so gut wie Du, denke doch, immer gleich den fürsorglichen Doktor neben sich!"

Statt aller Antwort brach sie plötzlich in Tränen aus.

„Du bist aufgeregt jetzt", sagte er ruhig. „Komm, leg' Dich hin; ich mache Dir Tropfen zurecht."

Er legte es ganz sanft und trug sie zum Sofa. „Nicht so, auch die Füße hinauf!" Er nahm ihre Füße und bettete sie zurecht; dann deckte er eine Decke über sie, alles mit jener anmutenden Sanftheit und Zartheit, die ihm zuweilen eigen war.

„Du bist meine tapfere, kleine Frau," sagte er. Dabei sah er sie aus seinen blauen Augen mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an, einem jener Blicke, mit dem er, ohne daß er es wollte oder wußte, unwiderstehlich bezaubern konnte.

Hätte Ellen ihn nur angesehen! Aber sie starrte statt dessen mit nervös zusammengezogenem Gesicht in die sinkende Dunkelheit des Zimmers.

„Freust Du Dich denn nicht, Ellen? Ich freue mich so."

Sie zerrte unruhig an der Decke. „Ich freue mich gar nicht", sagte sie, beinahe ungezogen klang es; „wenn ich denke, was solch ein Menschenkind für Not und Mühe macht! Bei meiner Freundin hab' ichs mit angesehen! Hilf Himmel, das ganze Haus stand ja auf dem Kopf!"

(Forts. folgt.)

Im Park. Nach dem Gemälde von Philipp Franck. (Siehe Seite 8.)

Kamerad Hofmeister.

Skizze von Maximilian Struck.

„Zu Panie Feldwebel!"

Feldwebel Hofmeister fährt ärgerlich von seiner Beschäftigung auf. Er ist gerade dabei, die Kompagniekasse abzuschließen. Heute ist Löhnungsappell gewesen, es sind verschiedene Zahlungen eingegangen und morgen ist einiges zu berichtigen. Das Kassabuch ist kollationiert und addiert und die Summe festgestellt, die vorhanden sein muß. Eben will Hofmeister das Geld nachzählen und hat zu diesem Zweck Papiergeld, Gold, Silber und Kleingeld dem Blechkasten entnommen und sie in vier Haufen auf den Tisch gelegt — da kommt die unliebsame Störung.

„Was zum Schockschwerenot . . . . Ach, so — der Korzmarkiewicz! Was will denn das fromme Luder?"

„Wollt ich fragen, Panie Feldwebel, ob ich könnte fahren nach Hause auf acht Tage — ist sich Vater meiniges krank, hat sich Mutter geschrieben . . . ."

Und dabei reichte er dem Feldwebel mit vertrauensvollem Grinsen seines etwas reichlich groß geratenen Mundwerkes ein zerknittertes, schmieriges Blatt Papier hin.

Der Mann sieht überhaupt ziemlich malerisch aus. Sein Drillichanzug, in dem er vor der gestrengen Mutter der Kompagnie erscheint, ist von unbestimmbarer Farbe. Daß er einmal weiß gewesen sei, kann man nur ahnen. Seine frischgeschmierten Stiefel sind von geradezu unheimlicher Dimension, die reinen Flußkähne, von der Kammer, in denen man „im Stehen sterben kann", und sie verbreiten einen penetranten Trangeruch. Das kurze schwarze Haar sträubt sich borstenartig auf einem riesigen eckigen Schädel, und aus dem beinahe kupferfarbenen Gesicht blicken ein paar etwas schiefgeschlitzte kleine schwarze Äuglein stupide und zugleich tückisch hervor. Der Ausdruck der Stumpfheit wird noch verstärkt durch die starken Backenknochen und die charakteristische Plattnase.

Der Mann ist das Schreckenskind der Kompagnie und dem tüchtigen, pflichttreuen, frommen Feldwebel ist er ein Greuel.

„Was, Du Schmutzfink," fährt er ihn denn auch gleich an, „Du Faulpelz, Du Schlappier — Du willst Urlaub? Den Brief steck weg — ich kann nicht polnisch — und die Krankheit vom Vater Drzinges — das ist natürlich blauer Schwindel! Hast Du Deine Bedingungen beim Schießen erfüllt?"

„Nein, Panie Feldwebel —"

„Wie oft hast Du in der letzten Woche nachexerziert?"

„Dreimal, Panie Feldwebel."

„Mehr nicht? Das ist ja gnädig — das kann ja so bleiben! Kannst Du denn nun endlich Deine drei vorschriftsmäßigen Klimmzüge und den Aufzug?"

„Nein, Panie Feldwebel!"

„Und dann willst Du Schwein Urlaub haben? Das wäre noch schöner. Du sollst doch gleich . . . ."

Da öffnet sich wieder die Tür, ein Musketier tritt eilig herein, bleibt auf der Schwelle stramm stehen und sagt schier atemlos:

„Der Herr Feldwebel möchten schnell mal zum Herrn Hauptmann kommen, der Herr Hauptmann sind mit Herrn Leutnant v. Arnim auf Stube 54. Der Herr Feldwebel möchten aber sofort kommen."

„Was ist los?" fragt der Feldwebel bestürzt, rafft seine Mütze vom Haken, vergißt den Mann, der auf die endgültige Entscheidung wegen seines Urlaubs wartet — und vergißt auch das Geld, das auf dem Tische liegt, und stürmt davon.

Korzmarkiewiczs Gesicht verzieht sich zu einem breiten Grinsen und seine Augen funkeln tückisch. Er duckt den Kopf vor und horcht, bis die Schritte draußen verhallt sind — dann ist er mit einem Sprung beim Tisch — rafft einen blauen Schein an sich, faltet ihn ganz klein und schiebt ihn in den Mund zwischen Backe und Zahnfleisch. Dann kehrt er wieder an seinen Platz zurück, steht stramm wie eine Holzpuppe, und sein Gesicht hat wieder seinen stumpfen, fast tierischen Ausdruck.

Die Konferenz mit dem Hauptmann hat nicht lange gedauert, — eine Minute kaum — es handelte sich um eine einzige Frage, und eilends kehrt der Feldwebel in sein Bureau zurück.

„Was machst Du noch hier, Du Lümmel," fährt er Korzmarkiewicz an, „mit Deinem Urlaub ist es nichts — scher Dich weg!"

Der Mann macht kehrt und verschwindet im Augenblick. Draußen sieht er sich schnell um — hebt die Faust gegen die Tür und murmelt:

„Fährt sich doch in Urlaub — aber lange — lange — kommt sich nix wieder, Panie Feldwebel — pfsakrew!"

Er eilt die Treppe hinunter zur Latrine, klettert von dort aus über die Mauer, springt hinab ins dichte Gebüsch und gelangt auf einem Feldwege in der frühen Dämmerung des Winterabends unbemerkt zur Stadt.

Der Feldwebel beginnt sein Geld zu zählen — aber er wird unterbrochen, der Unteroffizier vom Dienst tritt ein und macht eine Meldung, die er unwillig entgegennimmt.

Dann zählt er weiter. Jetzt addiert er die Summen der einzelnen Geldsorten — stutzt, — addiert nochmal — immer dasselbe — es ist ja wohl nicht möglich — — es fehlen hundert Mark!

„Donnerwetter, kann ich denn nicht mehr rechnen?"

Er addiert das Buch nach — es stimmt — er kollationiert jeden einzelnen Posten mit der Kladde und mit den Belegen — es stimmt — er zählt das Geld nochmals nach — es wird nicht mehr — es fehlen hundert Mark!

Wie ein Rasender läuft er im Zimmer auf und nieder — schlägt sich vor den Kopf, rauft sich das Haar.

„Herr Gott im Himmel — was ist denn das bloß?"

Er kehrt den Kasten um, er durchsucht den Kassenschrank wie ein Verzweifelter — es findet sich nichts.

Ihm kommt ein Gedanke . . . Korzmarkiewicz! — Sollte der — — aber nein — das ist doch unmöglich!

Er reißt die Tür auf.

„Ordonnanz!"

„Herr Feldwebel?"

„Ist der Herr Hauptmann und der Herr Leutnant noch da?"

„Nein, Herr Feldwebel — beide Herren sind soeben mit einem Wagen weggefahren!"

„Richtig, — der Hauptmann wollte ja heute abend ausfahren. „Dann bring mir mal den Korzmarkiewicz her — und alle Stubenältesten sollen kommen!"

Bald traten Unteroffiziere, Gefreite und Musketiere ein.

„Halten Sie sofort Spindrevision ab und sehen Sie die Brustbeutel nach — und an den Polacken nehmen Sie eine Leibesdurchsuchung vor."

„Zu Befehl!"

Die Ordonnanz kommt wieder.

„Korzmarkiewicz ist nicht da — keiner hat ihn gesehen — er ist wohl mal nach der Stadt!"

„Das ist aber — —"

Die Spindrevision ergibt nichts — die Leibesdurchsuchung ebensowenig — und Korzmarkiewicz kommt auch nicht.

Feldwebel Hofmeister ist außer sich. Er geht zur Kasernenwache, beschreibt den Mann und ersucht den wachhabenden Unteroffizier, ihn durch den Posten festnehmen zu lassen und ihn durch einen Mann direkt an den Unteroffizier vom Dienst zu senden. — — —

So ist es sieben Uhr abends geworden — Feldwebel Hofmeister sitzt im Bureau am Tisch, stützt die Ellenbogen auf und bedeckt das Gesicht mit den Händen.

Seine Frau kommt und bittet ihn, zum Abendbrot zu kommen. Er fährt sie barsch an und sagt, er habe keinen Hunger — außerdem habe er noch zu tun.

Da klopft es an die Tür — ganz vorschriftswidrig.

„Herein!“

Es ist der Einjährige Langhammer — ein Hamburger Patriziers-sohn, ein junger Krösus. Er dient bei der Infanterie — zu Pferde geht es nicht, weil er zu schmal in der Brust ist. Kein besonderer Soldat. Aber die Unteroffiziere schätzen ihn aus verschiedenen Gründen. Der Feldwebel hat sich nie mit ihm eingelassen — er mag das „Muttersöhnchen“ nicht besonders und gilt überhaupt als unbestechlich.

„Nanu, Langhammer,“ sagte er denn auch nicht eben freundlich, „was wollen Sie denn noch — und was fällt Ihnen denn überhaupt ein, anzuklopfen?“

„Der Herr Feldwebel verzeihen — aber ich komme gewissermaßen in einer privaten Angelegenheit. Ich habe gehört, der Herr Feldwebel interessieren sich für alte, fremde und seltene Münzen. Ich bin leidenschaftlicher Münzsammler — trenne mich niemals von meinen Münzen. Ich habe sie in meinem Quartier — und ich bitte den Herrn Feldwebel mir die Ehre zu erweisen, sich meine Sammlung mal anzusehen.“

Wie kommt der Mann dazu? — Freilich — für seltene Münzen hat sich Feldwebel Hofmeister schon immer interessiert. Und der Mann da ist schwer reich — hundert Mark sind ihm eine Kleinigkeit.

Wie kommt er auf den dummen Gedanken? Er scheucht ihn auch sogleich energisch weg. Aber die Münzen kann er sich doch mal ansehen — das bringt ihn auf andere Gedanken. In seiner Angelegenheit kann er doch nichts mehr unternehmen — die Offiziere der Kompagnie sind nicht erreichbar — und ob Kaczmarkiewicz wirklich nicht wiederkommt, kann sich erst beim Zapfenstreich ausweisen. Also kann er doch auf eine Stunde mitgehen.

„Na ja — ich komme mit.“

* * *

Langhammers Sammlung ist wirklich äußerst wertvoll und sein Wein und seine Zigarren vorzüglich. Erst wollte der Feldwebel ja nichts davon nehmen — aber dieser Einjährige konnte ja so einschmeichelnd bitten. Hofmeister besichtigt die Münzen lange — jedes Stück mit der größten Aufmerksamkeit — und dabei trinkt er ein Glas des schweren Bordeaux nach dem andern.

Endlich aber ist das letzte Stück der Sammlung besehen — der Feldwebel setzt sich in die Sofaecke, stützt den Kopf in die Hand und starrt vor sich hin — zwei dicke Tränen stehlen sich aus seinen großen blauen Augen und rollen in den starken rötlichen Schnurrbart. Der ungewohnte, reichlich genossene Wein löst in ihm eine Empfindung aus, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem grauen Elend hat

„Um Gottes willen, Herr Feldwebel!“ ruft Langhammer aus, „was haben Sie denn?“

Der Feldwebel will nichts sagen — er beißt die Zähne knirschend zusammen. Aber wieder kann der andere so dringend bitten — und der Feldwebel, bei dem der Wein jetzt seine volle Wirkung entfaltet, erzählt ihm alles.

Langhammer schlägt erstaunt die Hände zusammen — und fast vorwurfsvoll ruft er aus:

„Aber, Herr Feldwebel, ich bitte Sie um Gottes willen — so ein Aufhebens machen Sie um so ein paar elende lumpige Kröten — ein Wort von Ihnen und die ganze lächerliche Bagatelle ist aus der Welt. Hier, Herr Feldwebel, sind hundert Mark — die legen Sie in die Kasse — und der Fall ist erledigt.“

Hofmeister protestiert — er wird es auf keinen Fall tun — er nimmt von Untergebenen kein Geld. Lieber eine Kugel!

„Herr Feldwebel!“ ruft der andere geradezu zornig — „bedenken Sie — Sie haben eine Frau und zwei Kinder! Was wird aus denen, wenn die Geschichte zum Klappen kommt? Sie blicken auf eine fünfzehnjährige vorwurfsfreie Dienstzeit zurück — das ist alles für die Katze, wenn der Hauptmann die Geschichte zu wissen kriegt. Sie werden in Untersuchung gezogen — im besten Falle glaubt man Ihnen, daß Ihnen das Geld gestohlen wurde und steckt Sie nicht ein — aber auch nur wenn man diesen Himmelhund, diesen Kaczmarkiewicz erwischt, und ein paar Tage Arrest gibt es in jedem Falle, weil Sie das Bureau verlassen und das Geld in Gegenwart des Soldaten offen haben liegen lassen. Der Hauptmann aber, Sie kennen ihn, kapituliert dann nicht mit Ihnen weiter — und wenn Sie dann nicht gleich eine Zivilanstellung bekommen, so können Sie Steine klopfen oder die Straße fegen. Seien Sie vernünftig und nehmen Sie.“

Der Feldwebel sträubt sich mit letzter Willenskraft — aber zuletzt nimmt er doch das Geld und stellt dem Einjährigen eine kleine Quittung darüber aus — „nur der Ordnung wegen“. Langhammer läßt nun durch seinen Zivilbedienten noch ein opulentes Abendbrot holen — und als der Feldwebel spät in der Nacht nach Hause geht, ist er in der rosigsten Laune.

„So, Kamerad Hofmeister!“ murmelt Langhammer, ihm nachblickend — „jetzt hab' ich Dich — jetzt wollen wir uns ein gemütliches Dienstjahr machen.“

* * *

Einige Wochen später. Feldwebel Hofmeister geht in ein Gasthaus, um ein Glas Bier zu trinken. Die Tür zum Saale steht offen, es wird drin getanzt. Der Einjährige Langhammer ist mitten drunter — schwer bezecht. Es ist elf Uhr — und er hat doch keinen Urlaub!

Feldwebel Hofmeister sieht nicht hin — er will nichts sehen.

Da — ein Wortwechsel im Saale — Langhammer ist wegen einer Tänzerin mit einem Zivilisten in Streit geraten. Ein paar Unteroffiziere legen sich ins Mittel — er fährt sie grob an. Da kann der Feldwebel nicht anders — er schreitet ein.

„Einjähriger — gehen Sie nach Hause!“

Der faßt ihn am Rockknopf und raunt ihm zu:

„Seien Sie ganz ruhig — Kamerad Hofmeister — Sie wissen doch Bescheid, wie?“

„Einjähriger — ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl, nach Hause zu gehen!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich — ich bleibe!“

Der Feldwebel verläßt das Lokal — auf der Kasernenwache meldet er den Vorfall — eine Patrouille geht nach dem Lokal und kommt gerade recht, als die Schlägerei im vollsten Gange ist. Langhammer wird arretiert und zur Wache gebracht.

Feldwebel Hofmeister sitzt in seinem Bureau die ganze Nacht hindurch an seinen Tisch und grübelt — zu Bette geht er nicht.

Morgen wird man Langhammer vernehmen — er wird die Quittung vorzeigen — dann wird man ihn, den Feldwebel, vors Kriegsgericht stellen, wird ihn verurteilen — wird ihm die Tressen vom Kragen und Aufschlägen schneiden und ihm den Degen nehmen. Dann kann er, wenn er aus dem Loche kommt, als gemeiner Soldat die Zeit abdienen, für die er noch kapituliert hat.

Der Zeiger der Uhr rückt weiter und weiter — noch eine Stunde und der Hauptmann kommt in die Kaserne — bald weiß er alles — er läßt ihn rufen — den Ungetreuen — Bestechlichen . . . .

Nein! Nur das nicht — das nicht!

Auf den Zehen schleicht er hinaus — in seine Wohnung — an das Bett seiner Kinder; er streicht sie über die Blondköpfe, kehrt ins Bureau zurück, verrammelt die Tür und nimmt den Dienstrevolver zur Hand . . . .

Als man des Morgens die Tür erbricht, liegt Feldwebel Hofmeister mit einem Schuß in der Schläfe am Boden.

Die große Sensation.

Von Fritz Bollinger.

(Nachdruck verboten.)

Die sämtlichen Bewohner der kleinen Residenz befanden sich, soweit ihnen ihr Denkvermögen dies gestattete, seit dem frühen Morgen in einer hochgradigen Aufregung.

Denn schon um 7 Uhr hatte, wie glaubwürdige Augenzeugen eidesstattlich versicherten, der Herr Polizei-Wachtmeister des Städtchens Haus und Wohnung des Herrn Rentier Anselmus Ehrenfried betreten, diese in dessen Gesellschaft nach einer Viertelstunde wieder verlassen und den neuen Mitbürger — Herr Ehrenfried wohnte erst seit neun Monaten in der Residenz — nach dem Gerichtsgebäude verbracht, von wo er bis jetzt, um 12 Uhr mittags, noch nicht zurückgekehrt war.

Was mochte da vorgefallen sein?

Zahlreicher denn je hatten sich die Honoratioren der Stadt an dem Frühstücksstammtisch im Blauen Löwen eingefunden und das Gesprächsthema bildete selbstverständlich die Sensation des Tages, die Verhaftung Ehrenfrieds.

Die Verhaftung! Man hatte sich lange davor gescheut, das Wort auszusprechen. Als es aber endlich gefallen war, stand die Tatsache sofort fest, daß der Rentier nicht etwa zu einer Vernehmung sistiert, sondern wirklich verhaftet und um irgend eines geheimnisvollen Verbrechens willen im Gerichtsgefängnis festgesetzt worden sei.

Aber, was hatte er begangen — was? Vergebens zerbrach man sich über die Lösung dieser Frage den Kopf und selbst die wandelnde Chronik des Stammtischs, der herzogliche Hoffriseur Peter Paul Pfützmann, konnte über die Sache nichts berichten, als er atemlos gegen halb ein Uhr anlangte und von allen Seiten über das „Wie“ und „Warum“ der dunklen Affäre bestürmt wurde. Nur soviel war klar: Anselmus Ehrenfried befand sich seit Stunden in Haft und seine Frau, die allenfalls eine Auskunft hätte geben können, war seit drei Tagen verreist, angeblich zum Besuch ihrer Eltern, von denen man leider auch nur wußte, daß sie irgendwo in Westfalen wohnten, von woher Ehrenfried ein halbes Jahr nach seiner Niederlassung in der Residenz sich die Gattin geholt hatte, sehr zum Ärger einer Anzahl mit heirathsfähigen Töchtern gesegneter Mütter, denen der äußerst wohlhabende und überaus nette Rentier als Schwiegersohn höchst willkommen gewesen wäre.

Und nett war er wirklich. Ein rundliches Männchen in der Mitte der Dreißig, mit einem kleinen Ansatz eines Dickbäuchleins und einem desto größeren zu einer kahlen Platte — stets gemütlich und freundlich zu jedermann, im allgemeinen etwas schweigsam, dafür aber am Stammtisch

einer der dankbarsten Zuhörer, wenn die andern ihre politische Weisheit oder die ältesten Witze losließen — dies war der Mann, der augenblicklich die Gemüter erhitzte und, je länger der Tag vorschritt, zu immer gewagteren Kombinationen Veranlassung gab, die aber gegen

Und er hatte doch schon genug gesagt, der Herr Hofschornsteinfeger. Denn wie ein schwerer Alp legten sich seine Worte auf die spießbürgerlichen Herzen der Stammtischmoralisten, die bereits eine Viertelstunde später zu Hause ihren atemlos lauschenden Gattinnen Andeutungen über

Der Melancholiker

Der Phlegmatiker

Der Choleriker

Der Sanguiniker

Studien aus Froschhausen. Von Otto Bromberger, München.

1 Uhr ihren Höhepunkt in den, von dem Hofschornsteinfeger Grammlich geheimnisvoll hingeworfenen Worten fanden:

„Seine Frau soll verreist sein? Ist sie denn wirklich verreist? Wer hat sie abreisen sehen? Wenn er sie nun gar — man hat ja Beispiele — aber ich will nichts gesagt haben —"

ein fürchterliches Familiendrama machten, das sich aller Wahrscheinlichkeit nach im Hause des verhafteten Anselmus Ehrenfried abgespielt habe. Von Stunde zu Stunde nahmen diese Andeutungen eine greifbarere Gestalt an und um 5 Uhr nachmittags stand bei allen männlichen und weiblichen Klatschbasen der Stadt die schauerliche Tatsache fest, daß der

Rentier seine Frau, mit der er, wie erst jetzt bekannt wurde, im größten Unfrieden gelebt hatte, vor drei Tagen bereits umgebracht — vergiftet oder erschlagen — habe.

Um 6 Uhr aber erlitt die Sensation eine wesentliche Abschwächung. „Leider", wie der gewissenhafte Erzähler hinzufügen muß, denn man hatte sich in das interessante Gattenmördchen so hübsch verrannt, und namentlich die empfindsamen Damen der oberen Gesellschaftskreise hatten schon über die Toiletten nachgedacht, in denen sie bei der bevorstehenden Gerichtsverhandlung erscheinen wollten.

Um 6 Uhr also sickerte, Gott weiß aus welcher Quelle, endlich die Wahrheit durch und man erfuhr, daß Ehrenfried wegen Bigamie in Untersuchungshaft genommen worden sei.

Bigamie! Es war freilich keine Mordaffäre, allein doch auch eine recht nette Sache, deren Entwickelung man immerhin noch mit einer gewissen Spannung und moralischer Entrüstung entgegensehen konnte.

* * *

Selbstverständlich waren am Abend im Blauen Löwen nicht nur der Stammtisch, sondern auch alle übrigen Tische dicht besetzt und ebenso selbstverständlich bildete der Fall Ehrenfried wieder das einzige Gesprächsthema, angesichts dessen sogar die bedeutungsvolle Tatsache unerörtert blieb, daß just an demselben Tage Seine Königliche Hoheit geruht hatten, dem Schneider Gottfried Zwick das Prädikat „Hofschneidermeister" zu verleihen.

Man war gerade im lebhaftesten Gespräch und eben hatte der Präses, Herr Fabrikant Joachim Agidius, so laut, daß es in der ganzen Wirtsstube gehört wurde, den übrigen Stammtischmitgliedern das Bekenntnis abgelegt, daß ihm der „schweigsame" Anselmus Ehrenfried, von dessen Vergangenheit man so wenig wußte, immer etwas verdächtig vorgekommen sei, als dieser zum unaussprechlichen Erstaunen aller Anwesenden plötzlich das Lokal betrat und nach einem einigermaßen gedrückten „Guten Abend allerseits" so harmlos an dem Tisch Platz nahm, als ob er niemals im Leben zwei Frauen auf einmal geheiratet und nicht den ganzen Tag als Bigamiste im Gerichtsgefängnis zugebracht habe.

Na, das war denn doch empörend! Einige Augenblicke herrschte ein dumpfes Schweigen in dem Lokal, die Nachbarn des Frechlings rückten ostentativ von diesem weg und aller Blicke richteten sich fragend auf den Herrn Präses, der sich denn auch erhob und nach einem energischen Räuspern den ängstlich nach der Türe blickenden Verbrecher also anredete:

„Herr Anselmus Ehrenfried! Würden Sie uns vielleicht gefälligst erklären, was Sie veranlaßt, uns nochmals das Vergnügen zu schenken, in unserem Kreise zu erscheinen, dem Sie, wie sich leider heute herausstellte, allerdings seit Monaten nicht zur Zierde gereichten?"

Der also Interpellierte blickte verlegen zu Boden, aber von der Türe her tönte eine helle Stimme:

„Gestatten Sie mir, meine Herren, Ihnen diese Erklärung abzugeben. Wahrscheinlich wird sie Ihnen, wie die Sache liegt, aus meinem Munde glaubwürdiger erscheinen, wie aus dem des leider so schwer verdächtigten Herrn Ehrenfried."

Und da der Sprecher kein anderer war, als der Untersuchungsrichter Bernhardi in eigener Person, der alsbald neben dem freudig aufatmenden Rentier Platz nahm, so herrschte abermals eitel Erstaunen unter den zahlreichen Anwesenden, die gespannt auf den Beamten lauschten, der also fortfuhr:

„Die bedauerliche Tatsache, daß ich mich infolge einer von auswärts eingelaufenen, zwar anonymen, aber von beachtenswerten Daten begleiteten Anzeige veranlaßt sah, Herrn Ehrenfried heute früh in Haft nehmen zu lassen, setze ich als allgemein bekannt voraus. Daß diese Verhaftung eine gewisse Sensation in unserer Residenz erregte, finde ich begreiflich, ebenso begreiflich, daß man an den Vorgang alle möglichen und unmöglichen Kombinationen knüpfte, die eine authentische Klärung der Angelegenheit wünschenswert erscheinen lassen. Und so erfahren Sie denn, daß mein augenblicklicher Nachbar an unserem gemütlichen Stammtisch der Bigamie angeschuldigt war, welche menschliche Verirrung der fürsorgliche Gesetzgeber mit einer sehr schweren Höchststrafe, mit fünf Jahren Zuchthaus, bedroht, so daß es meine Pflicht war, Herrn Ehrenfried solange in Haft zu nehmen, bis seine Unschuld, an der ich persönlich nicht zweifelte, klar erwiesen wurde. Na, glücklicherweise war dies, dank der präzisen Auskünfte des Verhafteten und deren, mit Hilfe des Telegraphen erzielten, amtlichen und privaten Bestätigungen verhältnismäßig rasch der Fall und so stelle ich Ihnen denn Ihren Freund Ehrenfried als einen Mann vor, der zwar heute auf einige Stunden die Bekanntschaft unseres Haftlokals, aber trotzdem seinem Namen noch niemals Schande machte. Lassen Sie uns ihm darum eine Genugtuung geben, meine Herren. Erheben Sie ihre Gläser und stimmen Sie mit mir in den Ruf ein:

„Herr Anselmus Ehrenfried, der schwergeprüfte, unschuldsreine Märtyrer der Justiz, er lebe hoch!"

Na, da schrieen denn alle wacker mit. Und am lautesten schrie der Präses, Herr Joachim Agidius, dem der nun reingewaschene Rentier stets so verdächtig vorgekommen war.

Als die lärmende Ovation verklungen und das allgemeine Händeschütteln, mit dem man den also Gefeierten beehrte, erledigt war, ergriff der Untersuchungsrichter nochmals das Wort und sprach:

„Mein lieber Herr Ehrenfried, ich habe nun zwar den Herren erklärt, daß Sie unschuldig seien. Allein, wie ich die Wißbegierde meiner werten Mitbürger kenne, bin ich überzeugt, daß sie darauf brennen, auch zu erfahren, weshalb Sie in den Verdacht kamen, schuldig zu sein. Diesen Teil Ihrer Leidensgeschichte zu erzählen, muß ich allerdings Ihnen überlassen. Also schießen Sie los und betrachten Sie Ihre öffentliche Beichte als eine Sühne dafür, daß Sie es einmal in Ihrem Leben mit der Wahrheit nicht genau genommen haben."

Der Rentier warf einen etwas kläglichen Blick auf die neugierig fragenden Gesichter der Umsitzenden und begann:

„Ja sähen Sie, meine Herren, das is Sie eene butzige Geschichte. Ich habe mich nemlich nur eenmal im Läben verheiratet und zwar mit meiner jetzigen Frau, die äben bei ihren Eltern in Barmen zu Besuch ist. Wir läbten in meiner kleenen Vaterstadt Wehlen an der Elbe, aber weeß Knebbchen, es war Sie damals nich ganz richtig mit unserer Ehe. Meiner lieben Amalia baßte das Städtchen mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern nich, und sie fuhr alle Oogenblicke nach Dräsen ins Theater und zum Einkoofen, was nu wieder mir nich baßte, so daß wir egalweg in Unfrieden läbten. Nu hat Sie meine liebe Amalia een bißchen lebhaftes Demperament, un eenes Dages backte sie, wie ich gerade ooch mal alleene nach Dräsen gefahren war, ihre sieben Zwetschen zusammen und rickte aus zu ihren Eltern nach Barmen. Uff meine Briefe kriegte ich maliziöse Antworten, und als die Geschichte in Wehlen bekannt wurde und die Sticheleien meiner Landsleute keen Ende nahmen, machte ich kurzen Brozeß, verkoofte mein Gütchen und siedelte nach hier über, wo ich die Dummheet beging, mich für eenen Witwer auszugäben.

Finf Monate später kam ich in Barmen zum erschten Mal wieder mit meiner Frau zusammen. Ich war vom dortigen Gericht wegen einer Erbschaftsgeschichte meiner Amalia, die ohne mich nich erledigt werden konnte, vorgeladen worden. Bei dieser Zusammenkunft gab een Wort das andere, die Eltern redeten auch zum Guten und, was soll ich Sie weiter sagen, wir versöhnten uns und beschlossen, wieder friedlich und gemietlich zusammen zu läben.

Aber nu hatte doch die Geschichte den eenen Haken, daß ich hier als Witwer galt. Was tun? Da kam meine Frau uff den unglicklichen Gedanken, daß wir uns hier als Neivermählte ausgäben sollten. Ich ließ also eine Heiratsanzeige drucken und schickte sie hierher, kam dann mit meiner Frau zurück und es wäre alles in scheenster Ordnung gewäsen, wenn nich so 'ne Anzeige — weeß Knebbchen wie — nach Wehlen verschlagen worden wäre, wo sie een ‚guter Freind', der nadiehrlich wußte, daß ich von meiner Frau nich geschieden war, zu der liebenswürdigen Denunzation benutzte, um derentwillen ich heite den vergniegten Dag verlebte. Aber, wenn ich das Luderchen rauskriege, kann er sich gratulieren!" —

Damit schloß Anselmus Ehrenfried seine Leidensgeschichte, die stürmische Heiterkeit erregte. Und soviel soll noch verraten werden, daß man die Unschuld des vermeintlichen Bigamisten so wacker begoß, daß nicht nur Herr Anselmus, sondern auch die ganze Stammtischrunde selig nach Hause wankte.

Unsere Bilder.

Den humorvollen „Studien aus Froschhausen", mit denen wir unseren Lesern die vier menschlichen Temperamente, in das Froschleben übertragen, vorführen, schließt sich eine wohlgelungene Amateurphotographie an, die einen Ausschnitt aus dem Leben der Landstraße bietet. „Fahrende Leute" sind es, die zu kurzem Aufenthalt in einem Dörflein ihren Wagen haben Halt machen lassen und nun den Dorfbewohnern ein Stück aufspielen. Schon ein ganz kleiner Junge handhabt die Geige nicht ungeschickt und zeigt damit, daß musikalisches Talent angeboren und nicht anerzogen wird. Für den Laien bleibt es unerfindlich, wie eine solche Menge Menschen in dem „Salon"wagen Platz finden können, doch es ist zu bedenken, daß auf der Fahrt immer die Hälfte der Leutchen neben dem Wagen einherwandelt und bei einer Rast ein großer Teil von ihnen bei Mutter Grün dem Schlafe huldigt.

Im Park.

Zu dem gleichnamigen Bilde von Philipp Franck.

Im Parke wandeln sie alleine
Der eine hält des andern Hand,
Und hell im Sommersonnenscheine
Liegt rings das mittagstille Land.

Die Schwäne auf dem blauen Weiher
Ziehn stumm den altgewohnten Kreis;
Nichts stört des Parkes Mittagsfeier,
Nur in der Ferne lockt ein Häher leis.

Die Blüten atmen süße schwüle Düfte,
Vom Traum befangen liegen Wald und Hain,
Und wie ein Raunen zieht es durch die Lüfte,
Wie überird'scher Sang von Hochzeitsreih'n.

Paul Scheyer.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.